

Inszenierte Solidarität: Soziale Arbeit in der Risikogesellschaft

Rauschenbach, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rauschenbach, T. (1994). Inszenierte Solidarität: Soziale Arbeit in der Risikogesellschaft. In U. Beck, & E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), *Risikante Freiheiten: Individualisierung in modernen Gesellschaften* (S. 89-111). Frankfurt am Main: Suhrkamp. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-37580>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Thomas Rauschenbach

Inszenierte Solidarität: Soziale Arbeit in der Risikogesellschaft¹

1. Soziale Arbeit und soziale Risiken

Auch wenn die von den Medien erzeugte Krisenrhetorik und die Konjunkturen wissenschaftlicher Publikationen dies derzeit nicht sehr nahe legen, sind wir gegenwärtig nicht nur Zeugen gewaltiger *ökologischer*, sondern auch unabschätzbarer neuer *sozialer* Risiken. Die mit den Modernisierungsschüben der Industriegesellschaft in Kauf genommenen Risikofolgen stehen keineswegs nur in der Gefahr, *ökologisch zu explodieren*, sondern auch *sozial zu implodieren*. Die Freisetzung aus den lebensweltlichen Bindungen der Herkunftsmilieus, der Verlust der ehemals wegweisenden und kollektiv abgesicherten Geländer der Lebensführung bei gleichzeitiger Ausweitung individueller Gestaltungsmöglichkeiten, das nicht mehr entwirrbare Neben- und Ineinander erfolgs- und verständigungsorientierter Handlungsmuster lassen das soziale Handeln, die naturwüchsigen Gesellungsformen und Beziehungen in hohem Maße ungewißheitsbelastet und riskant werden.

Diese Entwicklung ist die neue Herausforderung für die Soziale Arbeit im Anschluß an die Debatten um Risiko, Risikofolgen und neue Individuallagen. Im folgenden geht es um die Rekonstruktion der sozialen Seite der Risikogesellschaft, also jener Sorte von Modernisierungsfolgen, die sich *unmittelbar* auf das soziale Handeln, auf Subjektstrukturen und zwischenmenschliche Interaktionsformen auswirken. Nicht die Risiken und Folgen aus dem Verhältnis ›Mensch–Maschine‹ oder ›Mensch–Natur‹ stehen somit im Vordergrund, sondern die in Kauf genommenen bzw. unbeabsichtigten, aber unvermeidlichen Nebenwirkungen der Modernisierung auf die Verhältnisse von ›Mensch-zu-Mensch‹.

Hierbei lassen sich zunächst *zwei Sorten von sozialen Risiken* unterscheiden: die als Begleiterscheinung des »Umbaus« der Industriegesellschaft entstehenden Risiken sowie jene, die erst durch die dadurch möglich gewordenen neuen Optionen und Möglichkeiten sozialen Handelns jeweils neu und aktuell selbst erzeugt werden.

Der ersten, eher gesellschaftlich hergestellten Sorte zurechenbar sind beispielsweise die sich heute als soziale Risiken offenbarenden Folgen von Entscheidungen im Umfeld von Beruf und Arbeitsmarkt. So müssen Menschen trotz erodierender Normalarbeit und trotz eines durch und durch marktabhängigen Arbeitsmarktes sich unter hohen Ungewißheitsbedingungen für einen Beruf entscheiden, ohne *selbst* die Folgen dieser Entscheidung überblicken, geschweige denn kontrollieren zu können. Und so finden sich, allgemeiner gesprochen, Menschen plötzlich in sozial riskanten Lebenslagen oder ungewissen Situationen, die sie allenfalls schwach beeinflussen können: Etwa in einer bestimmten Gegend zu wohnen, in der die Mieten gestiegen und auf einmal nicht mehr bezahlbar sind, einen Beruf ergriffen zu haben, der entweder eine Dauerabwesenheit von der Familie oder aber den Wechsel des Lebensmittelpunktes – evtl. verbunden mit hohen sozialen Kosten – erzwingt, eine Ausbildung absolviert zu haben, die im nachhinein keine Gewähr mehr für eine Berufsperspektive und einen zufriedenstellenden Arbeitsplatz bietet, 30 Jahre einen Beruf ausgeübt zu haben, um dann mit knapp 50 Jahren zu erfahren, daß diese Branche und damit der eigene berufliche Lebensweg ohne Zukunft ist, oder aber – als jüngste massenhafte soziale Risikolage – in der Nachkriegszeit auf der falschen Seite des Doppelhauses Deutschland gewohnt zu haben und nun eine zweite Runde der Zwanganpassung, der Ungewißheit und des ambivalenten Risikos erleben zu müssen.²

Ungleich stärker dem eigenen sozialen Handeln zurechenbar sind unterdessen jene Entscheidungen, die im Wissen um Kontingenz selbst getroffen werden. So ist etwa die Entscheidung, mit einem bestimmten Partner zusammenzuleben, in ihren Wirkungen ebenso ungewiß wie die Folgen der Entscheidung, ein attraktives Stellenangebot abzulehnen, sich durch den Kauf einer Eigentumswohnung hoch zu verschulden oder trotz besseren Wissens dauerhaft und intensiv die Tabakindustrie zu unterstützen. Die Vielfalt der Möglichkeiten und Optionen werden ob der ungewissen Auswirkungen somit garantiert zu einem Wagnis – mit Erfolgs- und Mißerfolgsgarantie.

Und in einer bisweilen nicht mehr identifizierbaren Mischung dieser Dimensionen erweisen sie sich bei der Produktion sozialer Risiken als Nährboden psycho-sozialer Krisen: Die Menschen leben in zwischenmenschlich belasteten Verhältnissen, in riskanten,

ungewissen Beziehungen, erleben Anonymität, Diskontinuität und Isolation, experimentieren sozusagen mit sich selbst, riskieren psycho-soziale Grenzerfahrungen, ohne zu wissen, was sich daraus ergibt, wieviel sie selbst und andere hiervon betroffene Menschen ertragen. Gewißheit, Kontinuität und Vertrauen ohne Vorbehalt als Basis stabiler Interaktionsbeziehungen sinken, ohne gesellschaftliches Wissen darüber, wieviel diesbezüglichen Substanzverlust Personen auf Dauer unbeschadet aushalten. Sinnkrisen und Orientierungsverlust, Depression und Angst, Ausstieg in die selbstverklärende Innerlichkeit oder in die fassadenhafte Scheinwelt zerstreuer Äußerlichkeit, Flucht in die permanente Erprobung neuer Lebensphilosophien, existentiell bedrohende Lebenskrisen, extensiver Rauschmittelgenuß, Trauer, Schmerz, quälende Ungewißheiten – alles Phänomene, die sich unschwer auf einer Kette psycho-sozialer Modernisierungsfolgen aneinanderreihen lassen. *Normalität*, so könnte man pointieren, vervielfältigt sich – und zwar so lange, bis sie sich als Orientierungsmaßstab, an den man sich ebenso anlehnen wie dezidiert davon absetzen kann, von selbst auflöst: Die ganz alltägliche Lebensbewältigung und die ganz gewöhnliche Lebensführung wird so zu einer selbst zu lösenden Herausforderung, zu einer selbst zu bewältigenden Lebensaufgabe, zu einer ungewißheitsbelasteten, riskanten sozialen Aufgabe.³

Erschwert wird die Bewältigung dieser Aufgabe dadurch, daß die bislang hierfür vorhandenen Absicherungen schwinden, ihre Normierungskraft verlieren bzw. dysfunktional werden: Seien es die (Herkunfts-)Milieus als Lieferanten tradiertter Lebensstile, sei es die Familie als generationenübergreifende Vermittlungsinstanz zumindest familienintern erprobter und vorgelebter Lebensformen, seien es die geronnenen Kontinuitäten beruflicher Erfahrung oder sei es die (Lohn-)Arbeit als wegweisende soziale Integrationsinstanz und als Geländer einer zumindest männlich-individuellen Lebensführung. Das Leben und die Lebensmöglichkeiten jedes einzelnen werden so selbst zu einem Wagnis, zu einem sozialen Risiko, zu einem individualisierten Projekt mit offenem Ausgang: Jeder wird vermeintlich zu ›seines eigenen Lebens Schmied‹. Und da die bislang vorhandenen Sicherungen eher schwächer werden, nehmen auch die Risiken des (zeitweiligen) Scheiterns, der falschen Lebensplanung und der unerwünschten Folgen nicht getroffener Entscheidungen zu. Oder anders formuliert: Die Schere

zwischen selbst zu treffenden Entscheidungen und den dafür notwendigen Ressourcen vergrößert sich, das Risiko falsch getroffener Entscheidungen vermehrt sich.

»Vieles, was früher im Laufe des Lebens sich mehr oder weniger von selbst ergab, wird jetzt als Entscheidung verlangt – und dies vor einem größeren Hintergrund von Auswahlmöglichkeiten und deshalb mit höheren Informationswerten.«⁴ Diese neue Lage erfordert ein ungleich höheres Maß an (Möglichkeits-)Wissen über soziale Zusammenhänge, über Wirkungen und Folgen psychosozial belastender Lebenslagen. Und genau in diese Prozesse der sozialen Lebensbewältigung ist Soziale Arbeit und Erziehung, sind pädagogische und soziale Dienste in zweifacher Weise involviert: zum einen als neu geschaffene Sicherungsinstanzen für belastete Lebenslagen und unterstützungsbedürftige Lebensabschnitte, zum anderen als geradezu prototypische Formen eines selbst dauerhaften riskanten, ungewissen, wissensabhängigen, nicht eingrenzbaeren sozialen Handelns.

Die in modernen Gesellschaften für die Einzelsubjekte erhöhten Anforderungen der psycho-sozialen Lebensbewältigung lassen sich mit dem Konstrukt der *Identität* umschreiben. Mit der Individualisierung der Lebensformen, so könnte man formulieren, wird Identität, wird gelingende Identität erneut zu einem Thema: als Problem einer aktiv zu erbringenden Balance, »zu sein wie jeder andere und zu sein wie kein anderer«, wie das die Interaktionisten einst auf den Punkt gebracht haben⁵, aber auch als »bewußtes Gefühl der unmittelbaren Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit«, also in der eigenen Biographie, wie das Erikson als Maßstab psycho-sozial gelingender Entwicklung formuliert hat.⁶

Balance und *Kontinuität* sind aber genau jene Bestandteile, die für die »freigesetzten« Menschen in modernisierten Lebensformen immer häufiger zu einer knappen Ressource werden. Und somit wird Identität als eine aktiv zu erbringende Leistung und als stabilisierendes Koordinatensystem der eigenen Befindlichkeit immer prekärer. Die vorgefertigten Schablonen des Lebenslaufs – die Kindergartenkindheit, die schulbezogene Jugendzeit, das Erwachsenenalter in Familie und Beruf – werden nicht nur in ihren Negativbildern (Schulschwierigkeiten, Arbeitslosigkeit, Beziehungskrisen), sondern auch in den Übergängen zwischen diesen Phasen zu eigenständigen Risikolagen. Eine gelingende Herstel-

lung von Identität könnte infolgedessen mehr denn je, oder vielleicht sogar treffender: eigentlich erst jetzt unter den Bedingungen individuell gestiegener Optionen und Zumutungen zu einem konkreten Fluchtpunkt in der psycho-sozialen Stabilität der Menschen werden.⁷

Indessen: Die Widersprüche, das Aufeinanderprallen von sich ausschließenden Handlungsmaximen *in* den Individuen und *in* den eigenen Lebensentwürfen – z. B. für sich selbst *und* für die Kinder leben zu wollen, Beruf *und* Familie, Autonomie *und* Intimität haben zu wollen, Nähe *und* Distanz, Freiheit *und* Geborgenheit zu beanspruchen, erfolgs- *und* verständigungsorientiert handeln zu müssen –, derartige Paradoxien können zu Gefährdungspotentialen und Risikolagen im *Innenleben* der Menschen werden und dabei soziale und psychische Instabilität hervorrufen.⁸ Sie erfordern aber zugleich die Neuanpassung und Neuentwicklung psycho-sozialer Bewältigungsmuster. Oder wie Keupp das formuliert: Die gegebenen Widersprüche von »multiplen Realitäten«, also von sich fundamental widersprechenden Realitätsanforderungen, nötigen auch zu einer »multiplen Identität« bzw. zu einer »Patchwork-Identität«⁹, einer aus Einzelstücken zusammengesetzten, nicht mehr unbedingt harmonischen Identität. Die unversöhnlichen Ambivalenzen erfordern so etwas wie eine »Krisenidentität« bzw. eine Art »kontrollierte Schizophrenie«.¹⁰

In dieser gesellschaftlichen Lage wächst dem Erziehungssystem und den sozialen Diensten noch deutlicher als zuvor als tendenziell unlösbare Aufgabe zu, ebenso stabile wie flexible Subjektstrukturen unter widersprüchlichen, riskanten und ungewissen Kontext- und Zukunftsbedingungen mit hervorzubringen bzw. – sofern subjektive oder intersubjektive Krisen bereits eingetreten sind – diese im Bedarfsfall abzumildern. Expandierende soziale und pädagogische Dienste sind somit wohlfahrtsstaatlich inszenierte Maßnahmen gegen die Nebenwirkungen individualisierter Lebensformen – nicht unähnlich den sich vermehrenden Pannendienst- und Hilfsdiensten auf den Straßen als Reaktion auf den sich vielfachenden Individualverkehr.

2. Von der »informellen« zur »inszenierten« Solidarität

Die bisherigen Ausführungen haben deutlich gemacht, daß auf die Menschen in der »individualisierten Risikogesellschaft« neue Herausforderungen zukommen, indem sich die Gesellschaft wandelt und dabei Gefährdungslagen durch den Verlust alter sozialer Stabilitäten ebenso in Kauf nimmt, wie sie Risiken als ungewisse Folgen künftiger Entscheidungen selbst produziert. Aber dennoch ist sie zugleich – und das mehr denn je – fundamental auf »allseits flexible und zuverlässige Persönlichkeiten« angewiesen, da menschliches Versagen in immer mehr Fällen zu immer verheerenderen Folgen führen kann. Sie muß demnach auf zurechnungsfähige und unabhängige Subjekte setzen. Sie muß den Menschen insofern konsequent persönliche Optionen und Entscheidungsmöglichkeiten eröffnen, sie also »individualisieren« und »vereinzeln«, sprich: Bindungen auflösen und abschwächen, sozusagen die Tore zur Freiheit immer weiter öffnen und in der so neu zugemuteten Unabhängigkeit andere Maßstäbe, Regulatoren und eingeschränkte Wahlmöglichkeiten bereitstellen, die ihrerseits auf der Ebene des Subjektes mit neuen Formen einer Standardisierung des Lebenslaufs und einer neuen »Patchwork-Identität« beantwortet werden. Individualisierung wird somit zu einem scheinbar funktionalen, subjektzentrierten Muster der Modernisierung in einer industriell-marktförmig durchrationalisierten Risikogesellschaft.

Wie aber, so bleibt dann zu fragen, verändern sich mit dieser Individualisierung der Lebensformen die Organisation des Sozialen, der soziale Bedarfsausgleich und die sozialen Dienste? Zugespißt formuliert: Während die naturwüchsige Organisation der sozialen Hilfen (auf Gegenseitigkeit) an Kraft und Bedeutung verliert, weiten sich die neuen, modernisierten Formen des sozialen Bedarfsausgleichs aus. Unterscheidet man drei Ebenen des sozialen Bedarfsausgleichs, die private, lebensweltliche Unterstützung im sozialen Nahraum, die sachbezogene Sozialpolitik via Geld und Recht sowie die personenbezogenen sozialen Dienste (etwa in der Gestalt von Sozialer Arbeit und öffentlicher Erziehung), so läßt sich die These formulieren, daß die privat-lebensweltlichen Formen tendenziell abnehmen und durch eigens hierfür bereitgestellte, inszenierte soziale und pädagogische Dienste immer mehr ergänzt oder gar ersetzt werden.

Die Moderne ist dabei, möglicherweise endgültig Abschied zu

nehmen von der Hoffnung einer lebensweltabhängigen Regulation des Sozialen durch die privaten, stillen und barmherzigen Samariter (die im wirklichen Leben zumeist Frauen waren), die in dieser Welt uneigennützig, verbindlich und hilfsbereit Gutes bewirken und zugleich ein Gefühl der dankbaren Entlastung bei Dritten hinterlassen, kurz: die Mitmenschlichkeit massenhaft, informell, freiwillig, unaufhörlich und vor allem unentgeltlich in den eigenen vier Wänden oder nach Feierabend praktizieren. Und die Moderne muß sich vermutlich auch daran gewöhnen, daß die großen und symbolträchtigen, scheinbar naturwüchsigen Formen solidarischer Kämpfe um Arbeit, Lohn und Brot für »alle« immer deutlicher partikularen Gruppen- und Eigeninteressen weichen, daß sich »Solidarität mit Dritten« zu einer »Solidarität mit Gleichbetroffenen« (und damit zu einer Solidarität mit sich selbst) wandelt. Die Quellen der naturwüchsigen Hilfsbereitschaft, der uneigennützigen Solidarität, der ungeplanten, aber funktionierenden Fürsorge für Dritte versiegen zunehmend in den diametral entgegengesetzten Erfordernissen und Eigengesetzlichkeiten moderner Lebensbewältigung, also des Sich-Behauptens, des zweckrationalen Kalkulierens, der Konkurrenz sowie des vermeintlich unabweisbaren Zwanges, die eigenen Interessen selbst vertreten zu müssen.

Der Abschied von derartigen Formen des Sozialen ist jedoch kein vorrangiges Problem einer verkommenen Moral der modernen Menschheit. Es ist vielmehr das Ergebnis des Zerfalls von gewachsenen Lebenszusammenhängen und geteilten Lebenserfahrungen, von lokalen Gemeinschaften wie von Wertgemeinschaften, von verwandtschaftlichen Beziehungsnetzen genauso wie von Netzwerken des sozialen Nahraums, kurz: ein Produkt des Bedeutungsverlustes der naturwüchsig-informellen Formen des Helfens, der *primären, lebensweltlichen sozialen Bedarfsausgleichssysteme*. Die generationsübergreifenden lokalen Strukturen des dörflichen Gemeinwesens oder des Stadtteils, die traditionelle Zugehörigkeit zu vergleichsweise stabilen und homogenen Milieus, etwa zu Vereinen, Parteien, Gewerkschaften oder Kirchen, ja selbst die präskriptiven Ressourcen einer im Verwandtschaftssystem rückgebundenen Familie werden im Zeichen der räumlichen Mobilität und der gewandelten Wohnformen ebenso wie im Zeichen sozialer und zeitlicher Flexibilität sowie der Pluralisierung von Lebensformen, Beziehungskonfigurationen und Beziehungsintensitäten entscheidend geschwächt.¹¹

Hinzu kommt – als die markanteste Entwicklung vor allem der letzten Jahre – eine sich abzeichnende Auflösung und Diffusion der (historisch verfestigten) Geschlechterdisparität, etwa der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zu Lasten der Frauen, die als stillschweigende Voraussetzung für den Prozeß der industriellen Modernisierung lebenswichtig war: die private, individuelle, selbstverständliche und kostenlose familieninterne Reproduktion des Sozialen etwa im Rahmen von Kindererziehung, Hausarbeit und in der Versorgung von kranken, behinderten oder versorgungsbedürftigen Familienangehörigen durch die Frauen einerseits¹² sowie die Aufrechterhaltung der informellen Hilfe und des Sozialen durch die Nutzung des »Daseins für andere«¹³ von Frauen in den Formen des sozialen Ehrenamtes andererseits.¹⁴

Wenn die Selbstversorgungskräfte und -möglichkeiten der kleiner werdenden Haushaltseinheiten nicht nur in materieller, sondern auch in sozialer und psychischer Hinsicht schrumpfen, wenn zudem auch die darum herum angelegten sozialen Milieus nicht mehr reibungslos funktionieren bzw. unangekündigt außer Betrieb genommen werden, dann schwinden entweder die Ressource Solidarität und das »Sozialkapital« (Bourdieu) aus der Sphäre der Zwischenmenschlichkeit oder aber etwas Neues muß eigens hergestellt werden, um an dessen Stelle zu treten. Und genau hierin liegt der gesellschaftliche Bedeutungszuwachs im Prozeß der Modernisierung von Sozialer Arbeit und öffentlicher Erziehung: Als eine neue Form »inszenierter Gemeinschaften«¹⁵ sind sie Teil einer öffentlichen, hergestellten Ressource des »Sozialen«¹⁶. In diesem Sinne sind Soziale Arbeit und öffentliche Erziehung Instrumente zur Sicherstellung personenbezogener sozialer Dienste in Form einer sekundären Institutionalisierung, d. h. eine gesellschaftliche Antwort auf gesellschaftlich erzeugte soziale Disparitäten und Bedarfslagen.

In diesem Sinne sind Pädagogen und Pädagoginnen, Sozialpädagogen und Sozialpädagoginnen und Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen als »berufsmäßige Erzieher« personifizierte Gradmesser einer Verwandlung des »Sozialen« in sekundäre Institutionen. Nimmt man deshalb die *quantitative* Entwicklung der Sozial- und Erziehungsberufe zum Maßstab, so dokumentiert sich darin der Um- und Ausbau ebenso eindeutig wie nachhaltig: Demnach sind wir Zeitzeugen einer gewaltigen und kontinuierlichen Expansion der öffentlichen Erziehung und der sozialen Dienste.¹⁷

So läßt sich etwa für die Bundesrepublik belegen, daß sich noch

nie so viele Menschen beruflich mit pädagogischen und sozialen Belangen befaßt haben, daß in der Summe noch nie so viel Zeit und Energie für soziale Aufgaben im weitesten Sinne aufgebracht wurden wie heute, Anfang der neunziger Jahre (wohlgemerkt: nicht privat und spontan, sondern öffentlich, organisiert und von Berufs wegen). Um dies in Größenordnungen zu illustrieren: Die Zahl der Erwerbstätigen in den »sozialpflegerischen Berufen« (Berufskennziffer »86«) hat sich allein zwischen den beiden Volkszählungen von 1970 und 1987 von 155 000 auf 410 000 Personen erhöht und liegt 1993 – rechnet man die Beamten und Selbständigen hinzu – bereits bei weit über 550 000 Voll- und Teilzeitbeschäftigten. In Anbetracht der Tatsache, daß in der Volks- und Berufszählung des Jahres 1925 überhaupt erstmals in der Geschichte diese Berufsgruppen des Sozialwesens statistisch erfaßt und damals rund 30 000 beschäftigte Personen (vor allem Frauen) gezählt worden sind, heißt das, daß dieser Transformationsprozeß in rund 70 Jahren zu völlig neuen Institutionen und, in deren Folge, zu neuen Standardisierungen von Lebensformen für eine wachsende Zahl von Menschen geführt hat. Und dies bei einer zusätzlichen Beschleunigung der Modernisierungsgeschwindigkeit: Innerhalb der letzten 20 Jahre hat sich dieses Arbeitsmarktsegment weit mehr als verdreifacht. So läßt sich diese Entwicklung denn auch auf die Formel bringen: Immer mehr Menschen (Erwerbstätige) sind von Berufs wegen für immer mehr Menschen (Nutzer und Adressaten) an der *öffentlich inszenierten Organisation des Sozialen* beteiligt. Oder in einer geschlechtsspezifischen Variation: Immer mehr berufstätige Frauen in Sozial- und Erziehungsberufen ergänzen oder ersetzen die ehemals ebenfalls von Frauen erbrachte lebensweltgebundene, unentgeltliche Form des sozialen Bedarfsausgleichs. Und daß ausgerechnet die allerletzte Periode eine immense Ausweitung und Beschleunigung dieser Transformation mit sich gebracht hat, kann als Indiz einer verstärkten inszenierten Individualisierung der Lebensformen betrachtet werden.¹⁸

Dies legt den Schluß nahe, daß Prozesse der sozialen Integration, daß »Solidarität« und »Gemeinschaft« (im Sinne relativ dauerhafter Sozialkontakte) heute in zunehmendem Maße sozialstaatlich hergestellt und »abgesichert« werden müssen. Das hat zweifellos Vor- und Nachteile. Die Vorteile liegen dabei vor allem in einer höheren *Verteilungsgerechtigkeit* und *Erwartbarkeit der sozialen* und pädagogischen Dienstleistungsangebote.¹⁹ Die Nach-

teile müssen hingegen in den Zwängen und in der Eigenlogik der öffentlichen und *beruflichen* Erbringung dieser Dienste gesehen werden: in der tendenziellen Anonymisierung der Klientenbeziehungen, in der mangelhaften zeitlichen und räumlichen Abstimmung von Angebot und Nachfrage, in der Spezialisierung und fehlenden Vernetzung von Hilfsangeboten, in einer mehr oder minder großen Diskontinuität der zugrundeliegenden personalen Beziehungen, in einem wachsenden Abstand zwischen Betroffenen- und Expertenwissen; in der Verringerung freundschaftlich-spontaner Hilfsbereitschaft aufgrund der individuell entlastenden und damit solidaritätsmindernden Wirkung der organisierten Hilfe²⁰ sowie schließlich in dem Verlust von Nähe, Dauerhaftigkeit und »zeitinvarianter Reziprozität« von Geben und Nehmen. Das alles heißt zusammengefasst allerdings auch, daß berufliche pädagogische und soziale Dienste nicht einfach die Fortsetzung von informellen Hilfen mit anderen Mitteln sind: zwischen der »informellen« und der »inszenierten« Solidarität und den daraus resultierenden sozialen Hilfen liegt der kleine Unterschied einer geplanten, institutionalisierten, verberuflichten, bezahlten und *marktförmigen* Organisation.²¹ Die Modernisierung hinterläßt mithin auch hier – völlig unabhängig von der Frage der konzeptionellen, personellen und institutionellen *Qualität* der organisierten Hilfe – ihre Spuren: Sequenzialisierung, Temporalisierung, Partikularisierung, Diskontinuität und Spezialisierung werden zu Merkmalen einer öffentlich organisierten Sozialen Arbeit.

3. Soziale Arbeit als Produkt und Produzent von Modernisierungsrisiken

Vor dem Hintergrund der hier angestellten Überlegungen nach den Konsequenzen für die Soziale Arbeit zu fragen, ist ebenso schwierig wie spekulativ. Noch befinden sich theoretisch-gehaltvolle Gesellschaftsdiagnosen selbst in einer Phase des Suchens, noch sind die zugrundeliegenden Kategorien systematisch nicht ausreichend entfaltet, noch sind die empirisch identifizierbaren Indikatoren höchstens bruchstückhaft vorhanden. Infolgedessen kann eine hierauf bezogene Diskussion sich ebenfalls nur auf unsicherem Gelände bewegen. Dennoch sollen hierzu drei Anmerkungen gemacht werden.

(1) Bei aller Unterschiedlichkeit im Detail basieren Soziale Arbeit und Erziehung im Kern auf *zwei Ungleichheitsannahmen*: zum einen auf einer *alters- oder entwicklungsmaßiigen* Differenz etwa zwischen Erwachsenen und Noch-Nicht-Erwachsenen, zwischen Lehrenden und Lernenden, zum anderen auf einer *sozialen* Differenz zwischen Besitzern und Nicht-Besitzern von Ressourcen (an Wohnung, Nahrung, Kleidung, Geld, Bildung, Wissen, Information, kultureller Teilhabe, Sozialkontakten, psycho-sozialer Stabilität etc.). So gesehen wäre Ungleichheit und Disparität, wäre *Differenz* die entscheidende, gemeinsame und konstitutive Komponente, die pädagogisches, sozialpädagogisches, sozialarbeiterisches Handeln hervorruft und legitimiert. Der Mangel, die Bedürftigkeit, das Noch-Nicht, die »Entwicklungstatsache«, wie Siegfried Bernfeld einst das ontogenetische Problem des Heranwachsens formulierte²², dies alles sind Auslöser und Wegbereiter des pädagogischen und sozialpädagogischen Handelns. Erziehung, Bildung, Wissensvermittlung, soziales Lernen, Rehabilitation, soziale Hilfe und soziale Beratung wären Dimensionen einer darauf bezogenen Sozialen Arbeit.

Verknüpft man nunmehr diese zweifache Ungleichheitsannahme mit dem Individualisierungstheorem und der Risikodiagnose, so folgt daraus für die Soziale Arbeit dreierlei:

– Zum einen dürfte die Bedeutung der typischen, sozusagen »klassischen« Ungleichheitsgruppen zurückgehen, indem sich sozialpädagogisch relevante Lebenslagen ausdifferenzieren und pluralisieren, vielschichtiger und zugleich weniger offenkundig werden, kurz: »individualisieren«.²³

– Zum zweiten lassen sich dadurch jedoch Ungleichheitslagen und Disparitäten, die (sozial-)pädagogisches Handeln im weitesten Sinne nach sich ziehen, nicht mehr auf ganz bestimmte, typisierbare soziale Gruppen eingrenzen, etwa – in der Erziehung – auf die Altersgruppe der Kinder und Jugendlichen oder – in der Sozialarbeit – lediglich auf materiell benachteiligte Schichten oder Randgruppen. Mit der Entgrenzung der sozialen Risiken weiten sich statt dessen Soziale Arbeit und Erziehung immer stärker in die Bereiche durchschnittlicher, privater Lebenslagen aus, veralltäglichen und normalisieren sich.²⁴

– Zum dritten muß schließlich der Typus des (sozial-)pädagogischen Handelns selbst als ein Gegenstand der sozialen Risikodiagnose, als ein soziales Risiko identifiziert werden, insofern diese

Form des sozialen Handelns selbst in hohem Maße ungewißheitsbelastet, wissensabhängig und in seinen Folgen kaum zuverlässig evaluierbar, geschweige denn prognostizierbar ist.²⁵ Als eine Form der personenbezogenen, sozialen Dienstleistung ist es an die Mitproduktion der Adressaten, an eine »aktive Kundenbeteiligung« gebunden.

Die der Modernisierung der Moderne korrespondierenden Entwicklungen lassen sich im Rückblick als ein bereits länger andauernder Prozeß einer stetigen Ausweitung und Ausdifferenzierung der Aufgaben und Adressaten in der Sozialen Arbeit beobachten: In der Pädagogik etwa wurden neben den traditionellen Feldern der Familie und Schule in diesem Jahrhundert die Bereiche der Sozialpädagogik und der Erwachsenenbildung wichtiger. Innerhalb der Sozialen Arbeit lagerten sich im Laufe der letzten 20 Jahre permanent neue Aufgaben, Institutionen und Arbeitsfelder an. Mit dieser Ausweitung der zu bewältigenden Gesamtaufgaben und der Verfeinerung der Detailaufgaben (quantitative Expansion und qualitative Intensivierung) verflüchtigt sich das Typisierbare am Klientel immer häufiger: *die* Jugendlichen, *die* Mädchen, *die* Erwachsenen, *die* Behinderten, *die* Unterschicht, *die* Sozialhilfeempfänger und -empfängerinnen oder *die* Armen gibt es dann als imaginären Bezugspunkt so eindeutig nicht mehr. Soziale Arbeit sieht sich vielmehr zunehmend einem vielschichtigen Publikum gegenüber, bei dem potentiell *alle* (auch die Akteure selbst) in den Stationen des Lebenslaufs zeitweilig zu Adressaten des Sozial- und Erziehungssystems werden können – als Kinder, Schüler, Erwachsene oder Alte, als Beratungssuchende, temporär Hilfsbedürftige, als Sozialhilfeempfänger, als Alleinerziehende, als Teilnehmer von Bildungsveranstaltungen, als Arbeitslose, Umschulende oder als Jugendliche in der Jugendarbeit.

Wenn jedoch im Zuge der Entstandardisierung der Lebenslagen und der Individualisierung von Lebensformen die einzelnen selbst zur Reproduktionseinheit des Sozialen und zum Planungsbüro des eigenen Lebensentwurfs werden, dann heißt das auch, daß die je individuelle Lebensführung, die spezifische Lebensphase und die konkrete Einzelbiographie, kurz: die Einzelperson als konkreter »Einzelfall« vermehrt zum Bezugspunkt für die Soziale Arbeit werden. Mit dieser Hinwendung zum »Einzelfall« offenbart sich für Pädagogik bzw. Soziale Arbeit indessen ihr eigenes Modernisierungsdilemma: Auf der einen Seite kommen Soziale,

Arbeit und Erziehung zwar ihren eigenen Ansprüchen nach Intensität der Einzelbeziehung und dem Ernstnehmen konkreter Lebensschicksale sowie ihren eigenen Möglichkeiten bearbeitbarer Problempkapazitäten durchaus näher, auf der anderen Seite stehen sie jedoch aber auch in der Gefahr, gerade die verallgemeinerbaren Anteile kollektiver und gemeinsam geteilter Lebenslagen, gewissermaßen die sozialpolitischen Anteile sozialpädagogischen Handelns aus den Augen zu verlieren. Mit anderen Worten: Soziale Arbeit und Erziehung würden in dieser Form selbst zu typischen Protagonisten einer individualisierten zweiten Moderne.

(2) Aber nicht nur der zu erwartende Adressatenkreis wird weniger kalkulierbar und verändert sich, sondern auch das Aufgabenverständnis und die Leistungserwartungen verlagern sich. Neben den bisher dominierenden Aufgaben der Regulation von sozialen und entwicklungsbedingten Ungleichheiten tritt eine neue Aufgabe in den Vordergrund. An Bedeutung gewinnen die Unterstützungsaufgaben zur Sicherung der individuellen sozialen Ressourcen, d. h. die Stärkung derjenigen Basiskompetenzen, die notwendig sind, um als je einzelner im Prozeß der Individualisierung zu bestehen, um die individuell zugemuteten sozialen Risiken der eigenen Lebensführung und der eigenen permanenten Entscheidung unter Ungewißheitsbedingungen handhabbar zu machen.

Daß dies auch für Soziale Arbeit ungleich schwieriger, ungewisser, ja riskanter wird, hängt vor allem damit zusammen, daß die traditionellen Stabilisatoren der Moderne, *Familie* und (*Lohn-*) *Arbeit*, nicht nur in sich brüchig werden, sondern auch als *normative* Orientierungsmaßstäbe unverbindlicher werden. Und die Soziale Arbeit kann sich demnach nicht mehr länger auf die Muster der »Normalfamilie« und der »Normalarbeit« beziehen. An ihre Stelle, oder zumindest neben diese sich abschwächenden Bezugshorizonte, tritt als ein ungleich weniger eingrenzbarer Horizont das, was man am ehesten mit »*Lebensbewältigung*« umschreiben könnte.²⁶ Das heißt, über Familie und Arbeit hinaus werden Kommunikation, Lebensbewältigung und individuell zu entwickelnde Lebensformen sowie die darin liegenden sozialen Risiken zu Topoi sozialpädagogischen Handelns.

Mit diesem Rückgriff auf einen so grundlegenden und zugleich unspezifischen Sachverhalt wie »*Lebensbewältigung*« würde allerdings nicht nur eine Ausweitung des sozialpädagogischen

Blicks auf die Lebensinhalte der Menschen *außerhalb* der Arbeit und des Familienlebens eingeleitet, also eine Art additive Komplexitätssteigerung. Vielmehr könnte mit diesem Perspektivenwechsel einer sich abzeichnenden sozialen Herausforderung auch begrifflich begegnet werden, die quer zu Familie und Arbeit liegt und immer mehr zu einer elementaren Lebensnotwendigkeit wird: die von den Menschen in der modernisierten Moderne geforderte Kompetenz, mit der Ambivalenz und den Risiken zwischen potentieller *Entscheidungsfreiheit* und permanentem *Entscheidungszwang* umgehen zu lernen, diese Spannung produktiv zu nutzen, auszuhalten und nicht an ihnen zugrunde zu gehen. »Vati, muß ich schon wieder spielen, was *ich will?*« kennzeichnet – wenn auch ironisch – das unausweichliche Dilemma und die ambivalente Zumutung potentieller Selbstentscheidung. Allein beispielsweise das Dilemma für Frauen und Männer, darüber selbst entscheiden zu *können*, ob, mit wem und wann sie ein Kind wollen, wird nicht selten zu einem evtl. sogar identitätsbedrohenden Dauerproblem (bisweilen »gelöst« mit Hilfe einer »Entscheidung durch Nicht-Entscheidung«).

Oder allgemeiner: Die Möglichkeit, etwas Bestimmtes machen zu können, dafür aber auf etwas anderes verzichten zu müssen, das Wissen um Kontingenz, sich *für* etwas und damit gleichzeitig *gegen* viele andere Möglichkeiten entscheiden zu können: derartige Dilemmata in den großen wie in den kleinen Entscheidungen des tagtäglichen Lebens erfordern immer mehr an psychischer, zeitlicher und sozialer Energie. Als neues Zivilisationserfordernis stellt es eine latente Überforderung dar, nicht selten mit der Folge einer Sehnsucht nach den einfachen Antworten und starken Männern, nach den identifikationswürdigen Idolen, nach den Vorbildern und Verführern, nach den mystischen und esoterischen Deutungsmustern, kurz: nach Entlastung davon, dauernd selbst entscheiden und diese Entscheidungen dann auch noch selbst verantworten zu müssen.

Wer plant – und sei es nur sein eigenes Leben –, ist angewiesen auf Informationen, Kriterien, Vergleiche und Erfahrungen mit anderen und früheren Versuchen, braucht Wissen über mögliche Wirkungen, benötigt entsprechende Alternativen und Optionen, muß die Erfolgs- und Mißerfolgchancen kalkulieren und so etwas wie eine persönliche Kosten-Nutzen-Analyse durchführen. Auf diese Anforderungen und Folgen des Individualisierungsschubes

werden die Menschen aber nicht vorbereitet, zumindest nicht alle und nicht für alle auf sie zukommenden Lebenslagen und Entscheidungen. Zudem sind die persönlichen und sozialen Ressourcen, entsprechende Kompetenzen zu entwickeln, ungleich verteilt. Die Menschen hierbei zu unterstützen, ihnen zu helfen, sozusagen ihr Planungsbüro in eigener Sache aufzubauen, sei es ganz allgemein – als Basiskompetenz – oder sei es aktuell vor, in oder nach Krisensituationen, dürfte infolgedessen zu einer zentralen Aufgabe und Herausforderung für eine dann alters- und adressatenbezogen entgrenzte Soziale Arbeit werden: Sozialarbeiter und -arbeiterinnen und Sozialpädagogen und -pädagoginnen als Dienstleistungsanbieter, als »soziale Risikoexperten« in Fragen der (Lebens-)Planung und Lebensführung.

(3) Schließlich tangieren die Prozesse der gesellschaftlichen Modernisierung und Individualisierung auch die Bedingungen (sozial-)pädagogischen Handelns in verschiedenen *Phasen des Lebenslaufs* und in unterschiedlichen Lebenslagen in je spezifischer Weise:

– Die »Verinselung der Kindheit«, also die raumunabhängige soziale Inszenierung des heutigen *Kinderlebens*, die gleichzeitige Intimisierung von Kindheit, deren emotionale Aufgeladenheit, die Abnahme sozialräumlich gebundener und alltagsnaher Gleichaltrigenbeziehungen, die Zunahme vertikaler, beruflich organisierter Erwachsenenbezüge von Kindern mit der sich ausweitenden Normalerfahrung öffentlicher Erziehung, die psycho-sozialen »Kosten« mißlungener familialer Kommunikation oder die qualitätsbezogenen Ungewißheiten öffentlicher Erziehung, kurz: die Folgen der »organisierten Kindheit« – dies alles sind Merkmale und Potentiale der Risikolage »Kindheit«. ²⁷

– Das *Jugendalter* wird immer mehr zu einem hochgradig riskanten Lebensabschnitt, rücken doch gerade in dieser Phase vielfältige *Möglichkeitshorizonte* ohne entscheidungsentlastende Rückgriffsmöglichkeit auf frühere Erfahrungen ins Blickfeld, so daß allein in der Kombinationsvielfalt und der Entscheidungskomplexität schon eine risikoreiche Form der Entstandardisierung und Individualisierung der Jugendphase liegt. ²⁸

– Der Bedeutungswandel von *Bildungs- und Ausbildungsmaßnahmen*, die immer mehr ihre relativ gesicherte Aufstiegswirkung verlieren, statt dessen eher zu einem unverzichtbaren Mittel gegen den sozialen Abstieg werden, verändert die Schule und das Schü-

ler-Sein. Ausbildung und Qualifikation werden durch vielschichtige Ungewißheitshorizonte belastet und pendeln konturenlos zwischen Gebrauchswert und Tauschwert; Abschlüsse und Zertifikate werden zu formalen Teilnahmeberechtigungsscheinen bei der nächsten Runde im Karussell der Auslese degradiert.²⁹

– *Ehe, Familie und Partnerschaft* verändern sich in ihren Konstellationen, ihrer Dynamik, in ihren raum-zeitlichen Koordinaten. Der Zusammenhang von Familie und eigener individueller Biographie lockert sich, innerfamiliäre Individualisierungsschübe nehmen zu, die Zeiten nicht-familiärer Partnerschaft, von familienfreien Lebensphasen im Horizont der sich verlängernden Lebenserwartung weiten sich aus, die Beziehungskonfigurationen der »flüchtigen« Bekanntschaften, der partikularisierten Intimität oder der eheähnlichen Partnerschaften, der Ein-Eltern-Familie, der Zweitehen, der Zeiten ohne Kinder, der »Spagatfamilie« und der Ehen auf Zeit nehmen zu, der »Kern der Kernfamilie«³⁰ löst sich auf und die gegenwartsnahen, augenblicksorientierten Beziehungen entwickeln sich von Anfang an mit einem erhöhten Ungewißheitskalkül und Investitionsvorbehalt.³¹

– *Beruf und Arbeitsmarkt* erodieren, die Sicherheit eines kontinuierlichen und einigermaßen planbaren beruflichen Lebens scheint sich für immer mehr Menschen (genauer: Männer) im Vergleich zu früher aufzulösen. Brüche, Diskontinuitäten, Zeiten der Arbeitslosigkeit, Umschulungen, Unterbeschäftigungen und Zeiten ausbildungsfremder Tätigkeiten werden vermehrt auch für höher Qualifizierte zu einer eigenen Erfahrung oder zumindest zu einer zeitweiligen oder permanenten Gefährdungslage. Arbeitsplatzsicherheit wird neben dem Verdienst und den Karrieremöglichkeiten zu einem wertvollen Gut und zu einer Ressource der Risikominimierung im eigenen Lebenslauf; kohortenspezifische, regionale oder branchenspezifische Arbeitsplatzrisiken überwuchern die schichtspezifisch eingrenzbaeren Risikolagen des Arbeitsmarktes.³²

– *Altern und Alter* werden mit neuen Ungewißheitsrisiken in der sich ausweitenden Lebenszeit belastet, sei es mit der Frage nach dem Lebensinhalt für die immer größer werdende Zeitspanne nach dem Ruhestand, sei es mit der Frage der (meist weiblichen) Altersarmut, der sozialen Isolation oder sei es mit der Frage nach dem Lebensort, der Lebensform und den Beziehungsnetzen angesichts der abnehmenden Zahl eigener Kinder und Kindeskin-

der zunehmenden Erwerbsbeteiligung auch der eigenen Töchter, der wachsenden räumlichen Entfernung zwischen den Lebensorten der Generationen und schließlich der drohenden Möglichkeit eigener Pflegebedürftigkeit.³³

– *Geschlechterverhältnisse* werden zu einem Jahrhundertthema. Zwischen Kinderfrage, ökonomischer Sicherung und eigenständiger Lebensführung von Frauen, zwischen Teilung der Hausarbeit und der Gleichstellung von Frauen im Beruf und öffentlichem Leben werden Reibungsflächen erzeugt, die viele »Planungsbüros« von Frauen wie von Männern derzeit gewaltig in Anspruch nehmen, die aber auch einen fundamentalen Umbau der gesellschaftlichen Sozialformen, des Verhältnisses von privater und öffentlicher Erziehung (Kindertagesstätten, Ganztageschulen etc.) und eine Neubestimmung der Geschlechterbeziehungen und der disparaten Verteilung von Risikolagen notwendig machen, ohne daß die mit dieser Transformation verbundenen neuen sozialen Risiken vermeidbar wären.³⁴

Die genannten Beispiele sind sicher nicht vollständig und lassen sich zweifelsohne vermehren. Gleichwohl weisen sie auf wichtige Risikolagen hin, mit denen Soziale Arbeit z. T. längst beschäftigt ist, mit denen sie jedoch künftig noch deutlicher konfrontiert sein dürfte.

Sowohl private Erziehungsverhältnisse (via Scheidung, Zweitfamilien, aber auch früherer Herauslösung aus dem Definitionshorizont der Herkunftsfamilie) als auch öffentliche Erziehungs- und Sozialisationsräume (durch ihre berufliche, situationsgebundene, aber personenunabhängige Angebotsform) machen die zwischenmenschlichen Interaktionsbezüge der Heranwachsenden befristet, unbeständig und ungewiß. Der permanente Wechsel von Bezugspersonen, Instabilität und Diskontinuität werden so zu einer Normalerfahrung in der Biographie von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen. Freundschaften und Beziehungen, ja selbst die Eltern-Kind-Beziehungen werden riskanter bzw. optionreicher und lassen eine Strategie der sozialen Risikominimierung (hinsichtlich der Ungewißheit der eigenen späteren Enttäuschung und des eigenen »Schadens«), eine »gebremste« Form der Selbstinvestition und der Vertrauensinvestition in Partnerschaften und Freundschaften als ratsam erscheinen (»man könnte sich ja wieder trennen«). Tendenziell allumfassende, situations- und lebensphasenübergreifende Kontakte auf der Basis von lebens-

weltlicher Vertrautheit und sozialer Intimität, wie sie sich im familial-verwandtschaftlichen Kontext, aber auch in anderen stabilen sozialen Nahräumen (z. B. Freundschaften) herausgebildet haben, werden immer weniger zu einer selbstverständlichen Normalerfahrung. Intergenerative Verstrebungen und Rückbindungen in Milieus und Gruppenzugehörigkeiten erodieren. Infolgedessen wird das, worauf die Moderne angewiesen ist, nämlich die Erzeugung gleichermaßen stabiler, zurechenbarer und kontinuierlicher wie flexibler, anpassungsfähiger und unabhängiger Individuen, als Selbstanforderung auf den einzelnen Menschen zurückgeworfen. Der einzelne Mensch wird sich so buchstäblich selbst der Nächste, wird selbst zu seiner eigenen »Reproduktions-einheit des Sozialen«. ³⁵

Diese risikoreiche Zumutung der eigenen sozialen und symbolischen Reproduktion, diese wachsende Zurechnung der Lebensführung auf *eigene* Entscheidungen benötigt immer wieder und in unterschiedlichen Situationen Unterstützung von außen. Dafür institutionalisierte soziale Hilfen, Beratung, Information und Begleitung anzubieten, hierfür so etwas wie Gemeinschaft, Kommunikation und Solidarität dort zu »inszenieren« und erwartbar bereitzustellen, wo diese ansonsten vermißt würden und – im Extremfall – Lebensfähigkeit wie Lebensbereitschaft stark gefährdet wären: In diesem Koordinatensystem liegen für die sich künftig vermutlich noch ausweitenden Formen sozialer Dienste und öffentlicher Erziehung die Aufgaben. Soziale Arbeit erweitert so die sozialen Handlungsspielräume der Menschen und verstärkt gleichzeitig Prozesse der Individualisierung, der Ungewißheit und des sozialen Risikos. Das macht ihre Ambivalenz aus. Sie ist somit nicht nur ein *Produkt* der Moderne, sondern vielmehr zugleich auch selbst *Produzent* von Chancen und Risiken auf dem Weg in eine andere Moderne. Und so könnte Soziale Arbeit in Form sozialer Dienste und öffentlicher Erziehung ungewollt zu einem Nutznießer, gewissermaßen als »Branche« zu einem Risikogewinner infolge der sozialen Nebenwirkungen und Begleiterscheinungen auf dem Weg in diese zweite Moderne werden.

Anmerkungen

- 1 Stark gekürzte und überarbeitete Fassung meines Aufsatzes *Soziale Arbeit und soziales Risiko* (vgl. Rauschenbach 1992 b).
- 2 Unterstellt ist bei diesen Beispielen, daß zum Zeitpunkt der Entscheidung zumindest den Betroffenen nicht alle Optionen bekannt waren (und sich diese deshalb im nachhinein »betrogen« fühlen mußten) bzw. daß real Entscheidungsalternativen bestanden haben. Dennoch lassen sich diese Beispiele bis zu einem gewissen Punkt auch als Belege dafür heranziehen, daß man (mögliche) Wirkungen wenigstens in Teilen auch vorher »wissen« kann. Oder anders formuliert: Auch noch nicht eingetretene Folgen lassen sich u. U. als wahrscheinlich prognostizieren. Und dennoch bleibt die Ambivalenz des Wagnisses vor den eingetretenen Folgen einer getroffenen Entscheidung: Alles riskiert – und alles verloren oder aber alles gewonnen zu haben.
- 3 Um dies nochmals zu illustrieren: Wir haben uns daran gewöhnt, daß immer wieder vor Gesundheitsrisiken gewarnt wird – Rauchen, Ernährung, Alkohol, Medikamente, Röntgenstrahlen usw. Demgegenüber existiert eine analoge öffentliche Diskussion über mögliche soziale Risiken unserer alltäglichen Lebensführung so gut wie nicht (oder allenfalls im Pathos eines moralisierenden Zeigefingers). Die Diskussion um nicht-materielle soziale Folgen der Modernisierung steht meist immer noch unter dem Verdikt konservativen, kulturpessimistischen und rückwärtsgewandten Gedankenguts. Mit anderen Worten: Die ökologische Überforderung und die überzogene Naturausbeutung ist thematisierungswürdig, die soziale Überforderung der Menschen durch die Menschen hingegen (noch) nicht.
- 4 Luhmann (1991, S. 52).
- 5 Vgl. Krappmann (1969, 78 ff.) oder Mollenhauer (1972, 104).
- 6 Vgl. Erikson (1966, 18).
- 7 Vgl. dazu Keupp (1992).
- 8 Vgl. zur »sozialen« und »subjektiven Welt« Habermas (1981, 182 ff.).
- 9 Vgl. Keupp (1989).
- 10 Vgl. dazu Thiersch (1986, 195).
- 11 Zur Transformation sozialer Milieus vgl. auch Schulze (1990).
- 12 Vgl. etwa Kontos/Walser (1979).
- 13 Vgl. Beck-Gernsheim (1983).
- 14 Vgl. Backes (1987), Müller/Rauschenbach (1992).
- 15 Vgl. dazu ausführlich Puch (1988).
- 16 »Inszenierte Gemeinschaften« sollen hier alle eigens hergestellten, einen bestimmten Zeitraum überdauernden Sozialkontakte umfassen, insofern ihr Zustandekommen – zumindest anfänglich – Folge eines Zweckes ist (z. B. Schulklasse). Im Gegensatz hierzu lassen sich lebensweltlich-naturwüchsige, »private« Beziehungsmuster dadurch charakterisieren,

daß hier (anderweitig zustandgekommene) Beziehungen und Sozialkontakte *Voraussetzung* für das mögliche Zustandekommen einer gemeinsamen Bearbeitung von Zwecken ist (z. B. Nachbarschaftshilfe). In *dieser* Hinsicht würden sich die modernen Formen von Selbsthilfegruppen als zweckgebunden organisierte Gruppen in der Regel von beruflich organisierter Sozialer Arbeit nicht unterscheiden.

- 17 Vgl. dazu ausführlich Rauschenbach (1990, 1992 a).
- 18 Zur Ergänzung: Der etwas größer geschnittene Berufsabschnitt der gesamten »Sozial- und Erziehungsberufe« (Berufskennziffer »86«-»89«), also einschließlich der Lehrer und Lehrerinnen, hat sich im gleichen Zeitraum ebenfalls enorm erhöht: von knapp 700000 Beschäftigten im Jahre 1970 bis auf über 1,3 Mio. im Jahre 1987 (1992: ca. 1,6 Mio.). Faßt man die Gruppe der personenbezogenen sozialen Dienste schließlich noch weiter und rechnet auch noch das Pflege- und Gesundheitswesen hinzu, so waren nach der Volkszählung von 1987 über 2,4 Mio. (1992: ca. 3,1 Mio.) und damit mehr als 10 % aller Erwerbstätigen der ehemaligen BRD im Sozial-, Erziehungs- und Gesundheitswesen beschäftigt (vgl. Rauschenbach 1992 a). Zumindest zahlenmäßig scheinen sich die »Verheißungen der Dienstleistungsgesellschaft« (vgl. Gross 1983) zu bestätigen.
- 19 Vgl. Luhmann (1973).
- 20 Vgl. Luhmann (1991, 113).
- 21 Zu einer Typologie der sozialen Hilfe vgl. Gängler/Rauschenbach (1986).
- 22 Vgl. Bernfeld (1973, 49).
- 23 Vgl. auch Bundesminister für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (1990).
- 24 Vgl. auch Lüders/Winkler (1992).
- 25 Luhmann/Schorr (1979) sprechen – für den Bereich der schulischen Erziehung – deshalb auch von einem »Technologiedefizit«.
- 26 Vgl. dazu Böhnisch/Schefold (1985).
- 27 Zum Themenkomplex Kindheit vgl. etwa Preuss-Lausitz (1990), Rauschenbach/Wehland (1989), Rolff/Zimmermann (1992), Markefka/Nauck (1993) oder Zeiher (in diesem Band).
- 28 Zum Jugendalter vgl. etwa Heitmeyer/Olk (1990), Böhnisch (1991), Markefka/Nave-Herz (1989b), Krüger (1993).
- 29 Vgl. hierzu etwa Beck (1983, 1986), Weymann (1988).
- 30 Vgl. Beck (1992).
- 31 Zu Familie und Partnerschaft vgl. etwa Beck/Beck-Gernsheim (1990), Markefka/Nave-Herz (1989a), Rerrich (1990).
- 32 Vgl. hierzu etwa Beck (1986).
- 33 Vgl. hierzu Baltes/Kohli/Sames (1989), Kohli (1990).
- 34 Vgl. hierzu etwa Beck-Gernsheim (1988), Beck/Beck-Gernsheim (1990).
- 35 Vgl. Beck (1986, 209).

Literatur

- Backes, Gertrud, *Frauen und soziales Ehrenamt. Zur Vergesellschaftung weiblicher Selbsthilfe*, Augsburg 1987.
- Baltes, Margret/Kohli, Martin/Sames, Karl (Hg.), *Erfolgreiches Altern. Bedingungen und Variationen*, Bern u. a. 1989.
- Beck, Ulrich, *Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung sozialer Formationen und Identitäten*, in diesem Band S. 43 ff.
- Beck, Ulrich, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt a. M. 1986.
- Beck, Ulrich, *Der Konflikt der zwei Modernen. Vom ökologischen und sozialen Umbau der Risikogesellschaft*, in: Rauschenbach, Thomas/Gängler, Hans (Hg.), *Soziale Arbeit und Erziehung in der Risikogesellschaft*, Neuwied u. a. 1992, S. 185-202.
- Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth, *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Frankfurt a. M. 1990.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth, *Vom »Dasein für andere« zum Anspruch auf ein Stück »eigenes Leben«. Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang*, in: *Soziale Welt*, 34. Jg., 1983, Heft 3, S. 307-340.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth, *Die Kinderfrage. Frauen zwischen Kinderwunsch und Unabhängigkeit*, München 1988.
- Bernfeld, Siegfried, *Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung*, Frankfurt a. M. 1973.
- Böhnisch, Lothar, *Sozialpädagogik im Kindes- und Jugendalter*, Weinheim und München 1991.
- Böhnisch, Lothar/Schefold, Werner, *Lebensbewältigung. Soziale und pädagogische Verständigungen an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft*, Weinheim und München 1985.
- Bundesminister für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit (Hg.), *Achter Jugendbericht. Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe*, Bonn 1990.
- Erikson, Erik H., *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt a. M. 1966.
- Gängler, Hans/Rauschenbach, Thomas, *Sozialpädagogik in der Moderne. Vom Hilfe-Herrschafts-Problem zum Kolonialisierungstheorem*, in: Müller, Siegfried/Otto, Hans-Uwe (Hg.), *Verstehen oder Kolonialisieren? Grundprobleme sozialpädagogischen Handelns und Forschens*, Bielefeld 1986, S. 169-203.
- Gross, Peter, *Die Verheißungen der Dienstleistungsgesellschaft. Soziale Befreiung oder Sozialherrschaft?* Opladen 1983.
- Habermas, Jürgen, *Theorie des kommunikativen Handelns. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*, Band 2, Frankfurt a. M. 1981.
- Heitmeyer, Wilhelm/Olk, Thomas (Hg.), *Individualisierung von Jugend.*

- Gesellschaftliche Prozesse, subjektive Verarbeitungsformen, jugendpolitische Konsequenzen*, Weinheim und München 1990.
- Keupp, Heiner, *Auf der Suche nach der verlorenen Identität*, in: Keupp, Heiner/Bilden, Helga (Hg.), *Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel*, Göttingen u. a. 1989, S. 47-69.
- Keupp, Heiner, *Verunsicherungen. Risiken und Chancen des Subjekts in der Postmoderne*, in: Rauschenbach, Thomas/Gängler, Hans (Hg.), *Soziale Arbeit und Erziehung in der Risikogesellschaft*, Neuwied u. a. 1992, S. 165-183.
- Kohli, Martin, *Das Alter als Herausforderung für die Theorie sozialer Ungleichheit*, in: Berger, Johannes/Hradil, Stefan (Hg.), *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile* (Sonderheft 7 der Sozialen Welt), Göttingen 1990, S. 387-406.
- Kontos, Sylvia/Walser, Karin, »...weil nur zählt, was Geld einbringt«. *Probleme der Hausfrauenarbeit*, Gelnhausen u. a. 1979.
- Krappmann, Lothar, *Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen*, Stuttgart 1969.
- Krüger, Heinz-Hermann (Hg.), *Handbuch der Jugendforschung*, Opladen 1993.
- Lüders, Christian/Winkler, Michael, *Sozialpädagogik – auf dem Weg zu ihrer Normalität*, in: *Zeitschrift für Pädagogik*, 38. Jg., 1992, Heft 3, S. 359-370.
- Luhmann, Niklas, *Formen des Helfens im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen*, in: Otto, Hans-Uwe/Schneider, Siegfried (Hg.), *Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit*, 2 Bände, Neuwied 1973, S. 21-43.
- Luhmann, Niklas, *Soziologie des Risikos*, Berlin und New York 1991.
- Luhmann, Niklas/Schorr, Karl-Eberhard, *Reflexionsprobleme im Erziehungssystem*, Stuttgart 1979.
- Markefka, Manfred/Nauck, Bernhard (Hg.), *Handbuch der Kindheitsforschung*, Neuwied 1993.
- Markefka, Manfred/Nave-Herz, Rosemarie (Hg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Bd. 1: Familienforschung, Neuwied und Frankfurt a. M. 1989 (a).
- Markefka, Manfred/Nave-Herz, Rosemarie (Hg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*, Bd. 2: Jugendforschung, Neuwied und Frankfurt a. M. 1989 (b).
- Mollenhauer, Klaus, *Theorien zum Erziehungsprozeß*, München 1972.
- Müller, Siegfried/Rauschenbach, Thomas (Hg.), *Das soziale Ehrenamt. Nützliche Arbeit zum Nulltarif*, Weinheim und München 1992.
- Preuss-Lausitz, Ulf (Hg.), *Selbständigkeit für Kinder, die große Freiheit? Kinder zwischen pädagogischen Zugeständnissen und gesellschaftlichen Zumutungen*, Weinheim u. a. 1990.
- Puch, Hans-Joachim, *Inszenierte Gemeinschaften. Gesellschaftliche*

- Wandel und lebensweltliche Handlungsstrategien in der sozialen Arbeit*, Frankfurt a. M. u. a. 1988.
- Rauschenbach, Brigitte/Wehland, Gerhard, *Zeitraum Kindheit. Zum Erfahrungsraum von Kindern in unterschiedlichen Wohngebieten*, Heidelberg 1989.
- Rauschenbach, Thomas, *Jugendhilfe als Arbeitsmarkt. Fachschul-, Fachhochschul- und UniversitätsabsolventInnen in sozialen Berufen*, in: Sachverständigenkommission 8. Jugendbericht (Hg.), *Jugendhilfe – Historischer Rückblick und neuere Entwicklung*, Band 1, München 1990, S. 225-297.
- Rauschenbach, Thomas, *Sind nur Lehrer Pädagogen? Disziplinäre Selbstvergewisserungen im Horizont des Wandels von Sozial- und Erziehungsberufen*, in: *Zeitschrift für Pädagogik*, 38. Jg., 1992, Heft 3, S. 385-417 (a).
- Rauschenbach, Thomas, *Soziale Arbeit und soziales Risiko*, in: Rauschenbach, Thomas/Gängler, Hans (Hg.), *Soziale Arbeit und Erziehung in der Risikogesellschaft*, Neuwied u. a. 1992, S. 25-60 (b).
- Rerrich, Maria, *Balanceakt Familie: Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen*, Freiburg ²1990.
- Rolff, Hans-Günter/Zimmermann, Peter, *Kindheit im Wandel. Eine Einführung in die Sozialisation im Kindesalter*, Weinheim u. a. ²1992.
- Schulze, Gerhard, *Zur Transformation sozialer Milieus in der Bundesrepublik Deutschland*, in: Berger, Peter/Hradil, Stefan (Hg.), *Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile* (Sonderband 7 der Sozialen Welt), Göttingen 1990, S. 409-432.
- Thiersch, Hans, *Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik*, Weinheim und München 1986.
- Thiersch, Hans, *Das sozialpädagogische Jahrhundert*, in: Rauschenbach, Thomas/Gängler, Hans (Hg.), *Soziale Arbeit und Erziehung in der Risikogesellschaft*, Neuwied u. a. 1992, S. 9-23.
- Weymann, Ansgar (Hg.), *Handlungsspielräume im Lebenslauf. Ein Essay zur Einführung*, in: Weymann, Ansgar (Hg.), *Handlungsspielräume*, Stuttgart 1988, S. 1-39.